Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 549. **Freitag** den 28. October 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 28. October.

Das Ergebniß der **preußischen Landtagswahlen** ist zwar noch bei Weitem nicht zu übersehen, aber so viel steht schon fest, daß von einem politischen Ergebniß insofern nicht die Rede sein kann, als das Stärkeverhältniß der Parteien im Abgeordnetenhause so ziemlich das alte bleiben wird. Die beiden conservativen Fractionen werden auch künftig für sich allein keine Mehrheit bilden, ja es werden den Conservativen und den Freiconservativen voraussichtlich noch einige Stimmen mehr als früher an der Mehrheit fehlen. Von einem „starken Zuge nach links" wird man aber trotzdem nicht reden dürfen, wenn auch die Berliner Freisinnspresse in den nächsten Tagen den Versuch machen wird, die Siege, die da und dort die „entschiedenen Liberalen" mit fremder Hilfe errungen haben, zu einem hochwichtigen politischen Ereignisse aufzubauschen. Diese Triumphgesänge werden sofort wieder verstummen, wenn sich herausstellt, daß es nach wie vor im Belieben der Regierung liegen wird, sich auf eine conservativ-klerikale oder eine conservativ-nationalliberale Mehrheit zu stützen, ohne um die Linke sich zu kümmern. Ob die Regierung das Eine oder das Andere vorzieht, scheint der großen Mehrzahl der preußischen Wähler sehr gleichgiltig gewesen zu sein, denn wie die Wahlbewegung eine sehr flaue war, so war auch nach den bis jetzt vorliegenden Meldungen die Wahlbetheiligung eine sehr schwache. Vielleicht haben einige Procent der Wahlberechtigten mehr theilgenommen, als im Herbst 1893; aber ob 12, 15 oder 18 Procent der Wahlberechtigten ihrer Wahlpflicht genügten, ist von geringer Bedeutung, und daß die Betheiligung nicht bis zu 20 Procent gestiegen ist, darf man wohl als zweifellos ansehen. Was ist aber das für eine kläglich Wahl, bei der nicht ein Fünftel der berechtigten Bürgerschaft ihre Pflicht erfüllt! Kann man da überhaupt noch von einer als Verkörperung des Volkswillens gewählten Körperschaft sprechen? Und kann die preußische Regierung, die gar nicht einmal den Versuch gemacht hat, ein Ziel aufzustellen, das sie mit Hilfe einer bestimmten Gruppe von Parteien erreichen möchte, die Hoffnung hegen, mit einem solchen Abgeordnetenhause Gesetze zu Stande zu bringen, welche die vor den Wahlen Gleichgiltigen gleichgiltig lassen?

Wiederholt ist in den letzten Jahren die Beobachtung gemacht worden, daß das „**Deutsche Adelsblatt**", das Organ der „Deutschen Adelsgenossenschaft", durchaus in ultramontanem Fahrwasser segelt. Es kann daher nicht eben befremden, wenn die genannte Zeitschrift den deutsch-vaticanischen Zwischenfall als Gelegenheit benutzt, dem Ultramontanismus ihre Reverenz zu erweisen. Beachtenswerth aber ist der Eifer, mit dem sie dieses adligen Dienstes sich entledigt; sie druckt nämlich folgende Zuschrift ab: „Daß Nampolla ein Franzosenfreund ist ..., glaube ich gern. Die Curie befindet sich aber in einer sehr unbequemen Zwickmühle. Nimmt sie nicht wenigstens in der Theorie Rücksicht auf die dem Atheismus zusteuernde Republik, so kündigt diese das Concordat und der gesammte Klerus, der nebenbei noch mancherlei für Rom gefährliche gallikanistische Sympathien hegt, ist brodlos. Die Besorgniß, Ereignisse, Culturkämpfe von unberechenbarer Tragweite zu entfesseln, bindet der Curie die Hände. Im Uebrigen ist die ganze Protectoratsfrage eine rein theoretische, aber gleichwohl geeignet für die Heißsporne hüben und drüben, Capital daraus zu schlagen. Glücklicherweise wird durch die correcte, die deutsche Auffassung vertheidigende Haltung der katholischen Presse unseren „Bündlern" (gemeint ist der Evangelische Bund. Die Redaction des Deutschen Adelsblattes) das Vergnügen des Zwischenfalles sehr getrübt." — Das „Deutsche Adelsblatt" bemerkt hierzu lakonisch: „Er (nämlich der Schreiber des Vorstehenden) wird Recht haben." Damit billigt das „Deutsche Adelsblatt" ausdrücklich, daß sein Gewährsmann den deutsch-vaticanischen Zwischenfall lediglich vom päpstlichen Standpuncte aus beurtheilt! Kann man sich eine weitergehende nationale Selbstentäußerung denken? Zur Beschwichtigung bereuklicher Gemüther wird die Finte vorgebracht, die ganze Protectoratsfrage sei eine rein theoretische. Als ob nicht sehr ernste Verwickelungen aus ihr hervorgehen könnten! Aber freilich, diese träfen nicht die Curie, sondern nur das deutsche Reich, und das ist dem Gewährsmann des „Deutschen Adelsblattes", dem dieses vollständig Recht giebt, „Hekuba". Wahrlich, es bedürfte weder des Lobspruchs auf die „correcte" Haltung der „katholischen" Presse, noch des Anwurfs wider den Evangelischen Bund, um erkennen zu lassen, in welchem Lager die Autorität des „Deutschen Adelsblattes" und dieses selbst zu suchen ist!

Die Ausführungen des Berichterstatters Bard und des Generaladvocaten Manau in der gestrigen Sitzung des **Pariser Cassationshofes** sind ein niederschmetterndes Urtheil für die Richter, welche den Capitain Dreyfus zu lebenslänglicher Deportation verurtheilten, sowie für den ehemaligen Kriegsminister Mercier und den Generalstab, welche auf den Gerichtshof einen unerhörten Druck dahin ausübten, daß er ein so folgenschweres Urtheil ohne eine auch nur im Entferntesten zureichende Begründung fällte. Aus dem Bericht über den Verlauf der Sitzung des obersten Gerichtshofes, dessen Fortsetzung sich an anderer Stelle findet, geht hervor, daß die Referenten genügende Anhaltspuncte haben, um die Revision zu begründen. Sie constatiren zwei neue Facta: 1) das abweichende Urtheil der Schreibsachverständigen im Esterhazyproceß des Jahres 1897, welche die Möglichkeit einer Durchpausung der Schriftzüge Esterhazy's zugaben, von dem der Experten des Dreyfusprocesses vom Jahre 1894, von denen drei auf das Bestimmteste erklärten, daß Dreyfus der Verfasser sei; 2) die Fälschung des Oberstlieutenants Henry, aus dessen nachträglicher Herbeischaffung angeblichen Belastungsmaterials gegen Dreyfus hervorgehe, daß die Beweise für die Schuld des Letzteren im 1894er Proceß unzureichend gewesen seien, und dessen Handlungsweise alle seine Dreyfus so schwer belastenden Aussagen als höchst verdächtig erscheinen lasse. Im Einzelnen halten die Referenten es für nahezu oder für so gut wie erwiesen, daß Esterhazy der Verfasser des Bordereaus ist. Dafür spricht vor Allem sein Brief an den General Boisdeffre: „Wenn Sie der Experten nicht sicher sind, werde ich sagen, daß meine Schrift durchgepaust ist", und der andere Brief Esterhazy's an einen General, in welchem er diesem für seine „Errettung" dankt. Jetzt interessirt vor Allem die Frage, ob der Cassationshof sich der Auffassung seiner Berichterstatter anschließen wird. Man meldet uns darüber:

* **Paris**, 27. October. In politischen Kreisen glaubt man, der Cassationshof werde sich wegen der daraus entstehenden Folgen weder für die Revision mit einer Enquête, noch für die Nichtigkeitserklärung aussprechen, sondern sich nur dahin entscheiden, daß unter den vorliegenden Umständen ein Verbrechen des Verraths nicht vorhanden sei und die Verurtheilung Dreyfus' daher nicht weiter bestehen dürfe.

Wenn der Cassationshof wirklich sich in dieser Weise resolviren sollte, würde er nur zu erkennen geben, daß er zwar den Muth hat, die Wahrheit aufzudecken, daß er aber zu feige ist, die Consequenzen daraus zu ziehen, denn er würde mit einem solchen Votum lediglich ein Gutachten dahin abgeben, daß die Revision begründet sei, nicht aber die Revision selbst einleiten, was doch seines Amtes ist. Er würde sich mit einem non liquet aus der Affaire ziehen und Dreyfus, das Opfer einer schmählichen Justizjustiz, weiter auf der Teufelsinsel schmachten lassen. Am Tage des Zusammentritts des Cassationshofes suchte die Antisemitenpresse die Mitglieder desselben mit allen Mitteln persönlicher Bedrohung und Angeberei zu erschrecken.

„Gaulois" führt kirchenfeindliche Aeußerungen Bard's vom Jahre 1872 an, beschuldigt ihn, ein wütender Feind der Katholiken zu sein, und schließt: „Unsere Ausführungen genügen, um diesen Menschen zu verurtheilen." „Intransigeant" ist temperamentvoller, er schreibt: „In einer Frage, wo Frankreichs Schicksal auf dem Spiel steht, ist Frankreich vor diesem verblüffenden Gerichtshof gar nicht vertreten. Niemand wird Frankreich gegen die scheußlichen Angriffe dieser Schurken vertheidigen, die es Deutschland überliefern wollen. Die erbärmlichen Richtermühenträger bilden sich ein, Brisson's Sturz werde nicht auch ihren Sturz nach sich ziehen, obschon sie in diesem gräßlichen Anschlag nur seine Angestellten und Knechte waren. Nun denn, mögen sie sich doch unterstehen, an dem von ihrem Herrn geplanten Verrath theilzunehmen, mögen sie beschließen, daß der Mensch im Käfig von der Teufelsinsel hierher zurückgeführt werde — sie werden bald wissen, welche betäubenden Schreie das Volk für sie bereit hält. Dreyfus aber wird gelyncht werden.

Sollten die Mitglieder des obersten Gerichtshofes sich thatsächlich durch die schon beim Sturz des Ministeriums Brisson zu Tage getretene Volksstimmung haben beeinflussen lassen? Wir können es noch nicht glauben. Sollte Dupuy, wie es den Anschein hat, mit der Bildung des neuen Cabinets betraut werden, so würde der Cassationshof anscheinend an ihm wenigstens eine Stütze für sein schwaches Rückgrat haben, denn Dupuy erklärte gestern, über den Dreyfus-Proceß befragt, die Angelegenheit gehöre jetzt der Justiz an und jeder rechtschaffene Mensch werde sich dem Urtheilsspruche beugen. Dupuy erwartet also einen Urtheilsspruch und kein Gutachten und ist, da das erstere nur auf Revision lauten kann, entschlossen, derselben keine Hindernisse zu bereiten. Dies ist um so höher anzuschlagen, als Dupuy früher ein Gegner der Revision und von der Schuld Dreyfus' überzeugt war.

In den vlämisch-nationalen Kreisen **Belgiens** herrscht zur Zeit eine ebenso große wie berechtigte Erbitterung gegen die Jesuiten- und Klosterschulen, die sich nunmehr in offener Weise als die wahren Pflanzstätten der französischen Bewegung entpuppen. Wie man weiß, hat das belgische Parlament in seiner diesjährigen Frühjahrstagung nach langen und schweren Kämpfen ein vlämisches Sprachengesetz angenommen, das in den Volksschulen der Provinzen Brabant, Antwerpen, Ost- und Westflandern und Limburg die Ertheilung des Unterrichts in der vlämischen Muttersprache vorschreibt. Die Staats- und Gemeindeschulen in den erwähnten Provinzen haben vom 1. September ab ihren Lehrplan dem vlämischen Sprachengesetz angepaßt. Aber die Jesuiten- und Klosterschulen, deren Anzahl die der Staats- und Gemeindeschulen weit übertrifft, die namentlich auf dem flachen Lande fast das ganze Volksschulwesen in der Hand haben, haben ihren ausgesprochen französischen Lehrplan beibehalten und weigern sich, ihn im Sinne des vlämischen Sprachengesetzes abzuändern. Der Ausschuß der vlämischen Nationalpartei hat sich an die Regierung gewendet, damit diese dem Gesetz Geltung verschaffe. Aber die Regierung hat ihre Einmischung unter dem Vorwand abgelehnt, daß die Jesuiten- und Klosterschulen „freie", d. h. Privatschulen seien, die nach Belieben ihren Lehrplan festsetzen können. In der Form ist diese Behauptung richtig, in der That aber nicht. Denn die Jesuiten- und Klosterschulen beziehen derzeit in Belgien einen Zuschuß von etlichen 20 Millionen jährlich aus der Staatscasse, und dieser Zuschuß erfährt von Jahr zu Jahr eine erhebliche Steigerung. Für diese gewaltige Summe sollte die staatliche Unterrichtsverwaltung doch wenigstens das Recht haben, von den unterstützten Klosterschulen die Beobachtung des Gesetzes zu fordern. In Wirklichkeit lehnt die klerikale Regierung die Einmischung ab, weil es sich um ihre guten Freunde, die Jesuiten, handelt. Die ganze Angelegenheit beweist wieder, wie aufrichtig es die belgischen Klerikalen mit der vlämischen Bewegung meinen, der sie zum großen Theil ihren ganzen Bestand als Regierungspartei zu danken haben.

In dem letzter Tage in Stockholm abgehaltenen **schwedisch-norwegischen Staatsrath**, dem das Gutachten der schwedisch-norwegischen Unionscommission vorlag, haben die schwedischen Minister die Erklärung abgegeben, daß jeder Vorschlag, der in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten eine Gleichstellung zwischen beiden Reichen herbeiführen wolle, von der Voraussetzung ausgegangen habe, daß sowohl in der Außenreichsleitung wie in der Diplomatie und im Consulatswesen stete Gemeinsamkeit herrschen müsse. Hierauf erklärte die norwegische Staatsrathsabtheilung, sie bedauere den Ausspruch, daß das gemeinsame Consulatswesen eine Bedingung für die Union sein solle; dieser Ausspruch zeuge nicht von staatsmännischer Klugheit, und es finde sich dafür nicht eine einzige norwegische Stimme in der Unionscommission. König Oskar erklärte sodann auf Grund der Meinungsverschiedenheiten der genannten Staatsräthe, daß die Sache nun bis auf Weiteres ruhen solle, da weitere Verhandlungen zwischen den Staatsräthen fruchtlos bleiben würden. Damit ist das Schicksal der schwedisch-norwegischen Unionsverhandlungen entschieden. In den norwegischen Blättern wird die Haltung der schwedischen Minister scharf getadelt. „Morgenbladet" meint, früher hätte die Regierung getrenntes Consulatswesen nicht für unvereinbar mit der Union gehalten. Die veränderte Haltung sei wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die norwegische Linke früher angedeutet habe, man werde das eigene Consulatswesen als Handhabe benutzen können, um die gemeinsame Außenreichsleitung zu untergraben. Die Rechte in Norwegen, meint „Morgenbladet", werde aber nie anerkennen, daß die Union die rechtliche Nothwendigkeit für gemeinsames Consulatswesen mit sich führe. Daß Ministerchef Boström seinen Standpunct geändert habe, könne schicksalsschwer für beide Reiche werden. „Dagbladet", das Organ der norwegischen Regierung, spricht sich natürlich am schärfsten

Feuilleton.

Die kleine Lulu.

28] Seeroman von Clark Russell.

Nachdruck verboten.

Vierzehntes Capitel.

Während der ganzen Zeit war der Rum durch die Unterbettung in das Schlagwasser abgelaufen. Ich rechnete, daß das Faß in einer halben Stunde leer sein mußte und wünschte danach noch so viel Zeit zu gewinnen als möglich, um den Geruch sich etwas verziehen zu lassen. Viel war in dieser Hinsicht übrigens nicht zu fürchten, da der Raum ohnedies schon von starken Gerüchen so erfüllt war, daß, wenn dieselben auch den Rumgeruch nicht gerade ganz überläubten, er jedenfalls doch auch nicht hervorstechend sein würde.

Ich ging auf Deck und fand, daß der Nebel sich verzog. Der Wind blies stark und gleichmäßig, während die langen Wogen manchmal so starke Wassergüsse über den Wetterbug schleuderten, daß das Vorderdeck wie Eis im hellen Sonnenschein glitzerte.

Die Leute waren im Vordercastell beim Frühstück, Welchy stand am Rade und Bannard trottete auf der Windseite einher.

Ich rief Deacon durch das Oberlicht zu, er möchte auf Deck kommen und dem Koch befehlen, das Frühstück für uns zu bringen, denn der Kerl war im Vordercastell und wir standen in Gefahr, nichts zu essen zu bekommen.

„Schüttle es raus, Welchy!" rief ich, als ich bemerkte, daß das Gaffelsegel zu viel Wasser schöpfte, „wir werden gleich das Oberbramsegel setzen. Es ist eine weite Fahrt nach dem Cap Horn und wir müssen uns beeilen. Ich will die alte Wassertonne schon tanzen machen; der Teufel soll sie an die Bugsirleine nehmen, wenn sie ihre Fersen nicht zeigt."

„So is recht, wi woll'n sei schon dörchtrecken", lachte er und sah dabei wirklich wie der richtige Pirat aus in seiner Pelzmütze, seinem lodderigen Anzug und seinen behenden Bewegungen, wenn er in die Radspeichen faßte. „Old Windwärts ward scharp raudern müten, wenn hei uns inhaken will; in desem Agenblick warden sei woll Beid schon tämlich seekrank sien, un all' ehre Sünd'n warden sei dorbi infollen." Während er so sprach, blickte er nach hinten, und die rachsüchtigste Freude leuchtete in seinen Augen.

„Sag' 'mal, Welchy, habt Ihr schon darüber nachgedacht, was mit der Brigg werden soll und wohin wir sie bringen werden, wenn wir das Geld verladen haben?"

In diesem Augenblick trat Bannard zu uns.

„Pah", antwortete Welchy in der richtigen sorglosen Seemannsart, „wat Kümmert uns dat up Stunn's, dat kümmt später tourecht. Laten Sei uns blot erst up de Insel sien, dann woll'n wi wider üverleggen. Dat is 't, wat all Lüd denken."

„Angenomm'n wi finn'n da ein Kriegsschipp!" meinte Bannard.

„Angenomm'n, wi finn'n dat nich, tum Henker mit dem „Annahm"!"

„Wenn die Insel unbewohnt ist, dann ist auch die Anwesenheit eines Kriegsschiffes nicht zu befürchten", bemerkte ich.

„Un denn", schrie Welchy, „wer will seggen, dat Sei nich de Schipper sünd, un dat wi Ladung hädd nah — nah —"

„Vancouvers-Insel", half ich ihm ein.

„Un ut unß' Curs verslagen sünd! Wat blunt natürl'cher sien? Jt segg, wi bruken blot All'ns Jack üverlaten, de ward sik schon utfinn', de is nich von gistern."

„Da hast Du recht, Du Bösewicht", dachte ich, „und wenn ich Euch nicht noch Alle überlifte, so — —"

Ich wußte nun, daß die Leute sich noch keinen Plan gemacht hatten; nach Deacon's Weigerung, mir klaren Wein einzuschenken, hatte ich mir das auch schon gedacht.

Das Frühstück in der Vorderluke schien jetzt beendet, denn nach und nach kam die Mannschaft auf Deck und lungerte herum. Ihr Benehmen zeigte deutlich, daß sie große Sehnsucht nach der Vertheilung des Rums und Branntweins hatten.

Ich that, als ob ich das gar nicht bemerkte, sondern rief, mir vergnügt die Hände reibend und thuend, als ob ich vor Eifer brenne, meine Pflicht als Captain zu erfüllen: „Na, alte Kerle, nun aber mal schnell ans Werk, Vorbram-Segel und Großstag-Segel los! Immer frisch heran! Wir wollen das alte Mädchen drücken, daß es quietscht! Hurrah!"

Mein lustiges Geschrei verfehlte seine Wirkung nicht; dadurch angefeuert, vergaßen die Leute ihre lüsternen Gedanken und legten sich scharf ins Zeug. Nach wenigen Augenblicken schlappte die Leinwand von oben schwer nieder und eine Stimme rief: „Holt an!" Auf diesen Anruf griffen alle Hände kräftig in die Brassen und Schoten, und unter dem üblichen Gesang kamen die Raaen herum und die Segel in den Wind.

Die Brigg spürte sogleich den Druck der verstärkten Segel und holte stark über. Der hoch aufspritzende Schaum zog auf der Leeseite einen so breiten Streifen, als wenn ein Schaufelrad ihn aufwürfe. Das Deck stand schräge wie der Abhang eines Hügels, und die unteren Raaaecken der Leeseite hingen dicht über dem Wasser.

Es lag mehr in meinem Interesse als in dem der Leute, diesen Theil der Reise so schnell als möglich hinter uns zu bringen. Bei dem Curs, den wir jetzt halten mußten, hatten wir nicht allein starke conträre Winde und schwere See zu erwarten, sondern es war auch auf dieser ganzen Seite des Horns keinerlei Aussicht auf Befreiung oder auf eine Gelegenheit, die Meuterei zur Anzeige zu bringen, während westwärts des Caps, auf den sanften Gewässern des Stillen Oceans, eine Windstille uns vielleicht nahe genug an ein Schiff bringen konnte, um mir die Möglichkeit zu gewähren, mich insgeheim mit ihm in Verbindung zu setzen; außerdem war auch der Fall nicht ausgeschlossen, daß wir einem Kriegsschiff begegneten.

Mein Welchy gegebenes Versprechen, den alten Wasserkübel vorwärts zu treiben, war daher ganz aufrichtig gemeint. So lange Wind war, sollte die Brigg alle Segel führen, die sie tragen konnte, und wenn ich das Cap nicht in vier Wochen umsegelt hatte, sollte die Schuld nicht an mir liegen.

Die Arbeit, an welche ich die Leute gestellt hatte, kostete Zeit. Als Alles festgemacht und die Taue zusammengerollt waren, schickte ich sie an die Pumpen. Einige sahen sehr überrascht und finster aus bei diesem Befehl, aber demungeachtet griffen sie nach den Schwengeln und hielten die Pumpen in Gang, bis kein Wasser mehr kam. Es war allerdings wenig genug in der Brigg; sie war so dicht wie ein Suppenkessel, und das wenige Wasser, was drin war, war unzweifelhaft von oben hineingekommen.

„Nu also", rief Blunt vortretend, als das Pumpen vorüber war, „wo steht dat mit dat Gedränk?"

„Wir hier hinten haben noch nicht gefrühstückt", antwortete ich. „Du hast es ja schrecklich eilig, Maat. Deacon!" rief ich, „treibe den Koch doch etwas an; Blunt, der eben einen Eimer Thee heruntergegossen hat, behauptet, er wäre am Verdursten."

Meine gute Laune, welche trotzdem mit einem Ton der Autorität gemischt war, hielt die Leute hin. Ich sagte ihnen, sie möchten sich inzwischen ihre Pfeifen anstecken, und wenn der Koch unser Frühstück gebracht und wir es verzehrt hätten, sollte das Getränk gleich zur Vertheilung gelangen. Nach einiger Zeit erschien der Koch, und weil die Leute selbst Schinken bekommen hatten, erregten die zischenden, gebratenen Speckschnitten, die jetzt für uns über das Deck getragen wurden, keinen Neid.

Bannard und ich gingen nach unten, Deacon im Dienst auf Deck lassend. Die Leute kamen nach hinten, legten sich auf das Oberlicht oder da und dort hin; sie benutzten jetzt die ganze Länge der Brigg nach ihrem Gefallen. Bis jetzt ließen sie nur die Cajüte frei; aber ich war nicht sicher, daß sie auch bald in diese eindringen würden. Dem ersten Schritt in der Meuterei konnte leicht der zweite folgen, alle getroffenen Vereinbarungen konnten plötzlich mißachtet und über den Haufen geworfen werden.

Ich setzte das Frühstück für Miß Franklin auf ein Theebrett und trug es ihr hin. Sie schüttelte den Kopf, als sie das Essen sah, dankte mir für meine Güte, es ihr zu bringen, aber in einem so zurückhaltenden Ton, daß ich sehr schmerzlich davon berührt war.

„Mir scheint", sagte ich traurig, „daß es mir doch nicht gelungen ist, Ihr Vertrauen zu gewinnen; ich hatte gehofft, Sie zuversichtlicher gestimmt anzutreffen. Wenn Sie in meinem Herzen lesen könnten, würden Sie mir gegenüber ein weniger furchtsames Wesen zeigen."

„Ach ich weiß ja, Sie sind gut", erwiderte sie, mir ihre Hand reichend, beurtheilen Sie mich nicht falsch; ich bin aber augenblicklich nach allem Vorangegangenen noch nicht im Stande, Angst und Furcht zu bannen; jeden Augenblick horche ich, was auf Deck vorgeht, und als Sie soeben die Thüre öffneten, überkam mich ein Zittern; ich fürchtete, es könnte ein Anderer eintreten."

„Sie haben recht, ich bin thöricht, es kann ja eigentlich nicht anders sein, Sie werden den nöthigen Muth in Ihrer Lage erst allmählich finden lernen. Es ist eine angstvolle, schwere Zeit für Sie wie für mich; indessen ich blicke trotzdem mit leichtem und frohem Herzen in die Zukunft; denn ich bin überzeugt, daß zuletzt doch Alles gut enden wird."

Mit diesen Worten verließ ich sie, in der Hoffnung, sie einigermaßen beruhigt zu haben; aber doch quälte mich das Gefühl, sie möchte mich nicht für so ehrlich und ihr ergeben halten, wie ich es wirklich war. Hegte sie hierin auch nur den leisesten Zweifel, so that sie mir bitter unrecht; denn ich empfand allen Kummer tief mit ihr, sogar den Schmerz, der sie erfüllen mußte, wenn sie an ihren Bruder dachte. Ja, es gab in der That nichts, was mich nicht in ihrer Seele mit bewegte, nichts, was sie in ihrer Lage hätte denken können, was ich mir nicht auch schon ausgemalt hatte. Ich verstand vollkommen ihr Gefühl der Verlassenheit und die Gedanken an Schande und Tod, die ihr in ihrer mädchenhaften Angst wohl vorschweben mochten.

Als ich mit Bannard beim Frühstück saß, fragte ich ihn, wie es gekommen sei, daß er an der Meuterei theilgenommen habe. „Ich hätte Sie nie für einen Mann gehalten, der bereit sein konnte, sich in eine solche Sache einzulassen", sagte ich.

„Jk ok nich", erwiderte er in seiner dummen Art.

SLUB
Wir führen Wissen.